

Philipp Blom

Der taumelnde Kontinent

Europa 1900–1914

Carl Hanser Verlag

Die englische Ausgabe dieses Buches erschien 2008 unter dem Titel
The Vertigo Years bei Weidenfeld & Nicholson. Die vorliegende
Ausgabe wurde vom Autor selbst verfaßt und an einigen Stellen mit
Blick auf das deutschsprachige Publikum verändert.

1 2 3 4 5 13 12 11 10 09

ISBN 978-3-446-23292-1

© Philipp Blom 2008

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2009

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Inhalt

Danksagung 9

Einleitung 11

1900: Jungfrau und Dynamo 19

1901: Wachablösung 39

1902: Oedipus Rex 63

1903: Ein seltsames Leuchten 97

1904: Seine Majestät und Mister Morel 120

1905: Der Sturm bricht los 151

1906: »Dreadnought« und die neue Angst 181

1907: Träume und Visionen 217

1908: Neue Frauen 251

1909: Der Kult der Maschine 287

1910: »Das menschliche Wesen veränderte sich« 319

1911: Paläste für das Volk 356

1912: Übermenschen – Untermenschen 388

1913: Wagners Wahn 421

1914: Ein politischer Mord 453

Bibliographie 479

Anmerkungen 503

Bildnachweis 515

Personenregister 518

Einleitung

Sie stehen entlang einer baumgesäumten Straße, die meisten von ihnen Männer und Jungs, voller Erwartung. In der drückenden Sommerhitze blicken sie die gerade Linie der Landstraße entlang, die sich am Horizont verliert. Ein leises Summen wird hörbar. Ein Auto erscheint zwischen den Baumkolonnen, klein und von einer Staubwolke umgeben, größer werdend, immer größer, mit jeder Sekunde. Es rast auf die Betrachter zu, angetrieben von seinem mächtigen Motor, immer lauter röhrend, eine Vision geballter Macht.

Einer der Zuschauer, ein achtzehnjähriger Junge, hält eine Kamera in der Hand und macht sich für den Moment bereit, auf den er gewartet hat. Konzentriert blickt er durch den Sucher. Er kann den Fahrer und seinen Passagier hinter der riesigen Motorhaube sehen, die Nummer sechs, die auf den Tank gemalt ist, er fühlt die Schockwelle des Lärms und der Motorenkraft, als das Fahrzeug an ihm vorbeirast. In diesem Moment drückt er auf den Auslöser. Während der Staub um ihn herum sich legt, fragt er sich, ob er den richtigen Augenblick gewählt hat.

Als er das Bild entwickelt, das er am 26. Juni 1912 beim französischen Grand-Prix-Autorennen gemacht hat, ist der junge Photograph enttäuscht. Der Rennwagen Nummer sechs ist nur halb im Bild, der Hintergrund verwischt und seltsam verzerrt. Er legt den Abzug zur Seite. Sein Name ist Jacques Henri Lartigue. Das Photo, das er für mißlungen hält, wird vierzig Jahre später im New Yorker Museum of Modern Art ausgestellt werden und ihn berühmt machen. Ohne es gewollt zu haben, hat er die vibrierende Energie und die Geschwindigkeit eingefangen, die so kennzeichnend waren für die Jahre zwischen der Jahrhundertwende und den Ereignissen von 1914.

Heute sehen wir die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs oft als Idyll, als eine Zeit vor dem Sündenfall, als die gute alte Zeit, die *Belle Époque*. Sie wird in aufwendig ausgestatteten Kostümfilmern als eine

intakte Gesellschaft zelebriert, die doch unaufhaltsam einem Weltkrieg entgegengetrieben wurde, an dem sie zerbrechen mußte. Nach diesem Krieg, so diese Lesart der Geschichte, erhob sich aus der Asche der alten Welt der Phönix der Moderne.

Die meisten Menschen, die das Jahr 1900 erlebt haben, wären sehr erstaunt über diese nostalgische und statische Interpretation ihrer Zeit. Ihren eigenen Briefen, Tagebüchern, Zeitungen, wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Romanen nach zu urteilen war ihre eigene Erfahrung dieser Zeit gekennzeichnet von Unsicherheit und Erregtheit, eine rohe, kraftvolle Lebenswelt, die unserer eigenen in vielerlei Hinsicht ähnlich ist. Damals wie heute waren tägliche Gespräche und Presseartikel dominiert von neuen Technologien, von der Globalisierung, von Terrorismus, neuen Formen der Kommunikation und den Veränderungen im Sozialgefüge; damals wie heute waren die Menschen überwältigt von dem Gefühl, daß sie in einer sich beschleunigenden Welt lebten, die ins Unbekannte raste. Jacques Lartigue, ein Junge, der schnelle Autos und Geschwindigkeit liebte und versuchte, sie mit der Kamera einzufangen, spiegelt die Faszinationen einer Epoche wider, deren Volkshelden Rennfahrer waren, in der praktisch jede Woche neue Geschwindigkeitsrekorde aufgestellt und gebrochen wurden und in der neue Technologien, in seinem Fall eine billige, tragbare Kamera, das Leben von Millionen unwiderruflich veränderten.

Um 1900 war die vielleicht tiefendeste Umwälzung der Lebenswelt der Wandel im Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Schon damals wurden patriarchalische Strukturen von Frauen in Frage gestellt, die zum ersten Mal in der europäischen Geschichte in größerem Rahmen Zugang zu Schulbildung und zu Universitäten hatten, ihr eigenes Geld verdienten und nicht nur das Wahlrecht und effektive Empfängnisverhütung verlangten, sondern in einigen Fällen auch eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft. Sie wiesen nicht zuletzt darauf hin, daß die traditionellen männlichen Eigenschaften – körperliche Kraft, kriegerische Tugenden – in einer industriellen Gesellschaft bedeutungslos waren. Die Männer reagierten darauf oft aggressiv und verunsichert; nie zuvor sah man auf den Straßen so viele Uniformen, nie zuvor wurden so viele Duelle ausgefochten, nie zuvor gab es in den Zeitungen so viel Werbung für Behandlungen, die versprachen, »Männerkrankheiten« und »Nervenschwäche« zu heilen, und nie zuvor wurden so viele Männer mit Symptomen wie Erschöpfung und »Nervosität« in Sanatorien und Krankenhäuser eingewiesen.

Heute werden Identitäten anders hinterfragt, und Unsicherheiten ar-

tikulieren sich auf andere Weise, aber auch heute ist unsere politische Landschaft geprägt vom Sexus, von in Frage gestellter Männlichkeit. Wut über den »arroganten Westen« und die Wirtschaftsmacht der ehemaligen Kolonialmächte, die andere Regionen der Welt ökonomisch und kulturell »kastrieren«, hat junge Muslime dazu gebracht, die Mannbarkeit ihrer Kultur zu beweisen und zu Selbstmordattentätern zu werden – noch ein Echo der Zeit um 1900 übrigens, auch wenn es damals russische Anarchisten waren, die Mitglieder der russischen Regierung als »lebende Bomben« angriffen.

Um 1900 drückte sich die Unsicherheit über die männliche Identität auf vielfache Weise aus: Der Rückgang der Geburtenraten, besonders in der bürgerlichen Schicht, war ein vieldiskutiertes Indiz, das polemische Autoren zu der Behauptung verleitete, »zivilisierte« Weiße würden schon bald von den »niedereren Klassen« und den dunkelhäutigen Menschen der Kolonien verdrängt werden – eine Debatte, die noch heute in der manchmal hysterischen Polemik über die Geburtenraten von muslimischen Immigranten in Europa, über die Prognosen zur Explosion der Weltbevölkerung und über die nachlassende Fruchtbarkeit von Männern in der industrialisierten Welt ihren Nachhall findet.

Die Angst der Männer war aber nicht nur eine Reaktion auf das neue Selbstvertrauen, das viele Frauen an den Tag legten, es war auch eine Antwort auf die Geschwindigkeit, mit der sich die Welt ganz allgemein veränderte. Beschleunigung und Erregung, Angst und Schwindelgefühle waren Themen, die in den Jahren zwischen 1900 und 1914 in vielfältiger Form immer wiederkehrten und deren Ursachen auf der Hand liegen: Die Städte wuchsen explosionsartig an, und die Gesellschaft wurde durch die rapide Industrialisierung aller Lebensbereiche transformiert, massenproduzierte Güter und Elektrizität begannen das tägliche Leben zu bestimmen und alle Städter zu Konsumenten zu machen, Zeitungen wurden zu Imperien, Kinofilme wurden von Millionen von Zuschauern gesehen, die Globalisierung brachte Fleisch aus Neuseeland und Mehl aus Kanada und Rußland in britische und deutsche Haushalte und sorgte damit auch für den Niedergang des Adels, dessen Wohlstand großteils auf der Landwirtschaft gründete, und für den Aufstieg einer neuen Art von Menschen: dem Ingenieur, dem Mathematiker, dem Technokraten, dem Städter. Die moderne Welt, das zeigt sich bei näherem Hinsehen, erhob sich nicht aus den Schützengräben der Somme und den Ruinen Flanderns, sondern hatte schon vor 1914 die Menschen längst ergriffen. Der Krieg funktionierte

lediglich als Katalysator, der die alten Strukturen rascher zum Einsturz brachte und neuen Identitäten schneller erlaubte, selbstbewußt aufzutreten.

Jungfrau und Dynamo – dieses Begriffspaar stammt von dem amerikanischen Schriftsteller Henry Adams, dem wir im ersten Kapitel begegnen werden. Als Gegensatz umfassen diese beiden Ideen viel von dem, was die Periode vor dem Ersten Weltkrieg ausmacht, von der stillen sexuellen Revolution dieser Jahre bis hin zu ihrer Kraftentfaltung. Einen weiteren Charakterzug teilt diese Periode mit unserer eigenen: die Offenheit ihrer Zukunft, die zugleich ungewiß, verheißungsvoll und sehr bedrohlich ist. Zwischen 1910 und 1914 wußte niemand, welche der politischen Mächte erfolgreich sein würde, welche Gesellschaft aus der rasenden Transformation alles bis dahin Bekannten erwachsen würde. Nach Europas zweitem dreißigjährigen Krieg, 1914 bis 1945, gab es ein halbes Jahrhundert lang keine offene Zukunft. Im Kalten Krieg waren die Alternativen klar und es ging nur darum, welches der beiden ideologischen Systeme, Kommunismus oder Kapitalismus, den Sieg davontragen würde. Erst mit dem Zusammenbruch des Sowjetreichs haben wir wieder eine offene Zukunft und mit ihr auch die Erregung und die radikale Ungewißheit der Jahre zwischen 1900 und 1914, als alles möglich schien.

Ein großer Teil der Ungewißheit, die wir heute spüren, erwuchs aus Erfindungen, Gedanken und Veränderungen, die in jenen ungeheuer kreativen fünfzehn Jahren artikuliert wurden, und es ist wohl kaum übertrieben zu sagen, daß alles, was im 20. Jahrhundert wichtig werden sollte – von der Quantenphysik bis zur Frauenrechtsbewegung, von abstrakter Kunst bis zur Genetik, von Kommunismus und Faschismus bis zur Konsumgesellschaft, vom industrialisierten Mord bis zur Macht der Medien –, zwischen 1900 und 1914 erstmals seine Massenwirkung entfaltete oder sogar erfunden wurde. In all diesen Bereichen wurde Neuland betreten, und der Rest des Jahrhunderts war wenig mehr als eine Abwicklung und Auslotung dieser Möglichkeiten, die manchmal wunderbar und manchmal schrecklich waren.

Um die Periode, der dieses Buch gewidmet ist, wirklich zu verstehen und die Parallelen und Unterschiede zu unserer Gegenwart wahrzunehmen, ist es notwendig, ohne teleologische Vorurteile an sie heranzugehen. Denn in der Geschichtsschreibung ist die Kehrseite der nostalgischen Verklärung dieser Zeit oft eine Verengung auf die Motive und Fakten, die sich als Kriegsgründe oder, vom Militarismus bis zum Bündnisgeflecht und

der kolonialen Rivalität der Großmächte, zumindest als kriegsfördernd begreifen lassen. Eine Forschung, die sich ganz auf die möglichen Ursachen des Krieges reduziert, scheint mir aber so, als würde man die 1990er Jahre ausschließlich aus der Perspektive der Ereignisse des 11. September 2001 begreifen – im nachhinein ist deutlich, daß vieles dazu beigetragen hat, aber niemand konnte es voraussehen oder hat es vorausgesehen, und angesichts der vielen und oft widersprüchlichen Zeitströmungen hätten die Ereignisse auch ganz anders verlaufen können.

Um der Zeit zwischen 1900 und 1914 näherzukommen, möchte ich also versuchen, eine Art Kameratechnik zu benutzen, wie sie auch der junge Jacques Lartigue hatte, als er seinen Photoapparat auf den Rennwagen Nummer sechs richtete. Das Resultat ist vielleicht aus dem Blickwinkel einiger Beobachter verzerrt, aber gleichzeitig bietet dieses Bild doch die Möglichkeit, die Dynamik, die Rasananz, die Unmittelbarkeit der damaligen Lebenserfahrung einzufangen.

Um diese Zeit also nach ihren (und meinen) eigenen Gesichtspunkten entdecken zu können, möchte ich Sie einladen, ein Gedankenexperiment zu unternehmen: Stellen Sie sich vor, eine hungrige, aber sehr selektive Plage von Bücherwürmern hätte alle Bibliotheken und Archive der Welt befallen und sich dort durch sämtliche Photos, Filme, Zeitungen, Tonaufnahmen, Dokumente und Bücher mit historischer Information über die Zeit zwischen Juli 1914 und Dezember 2000 gefressen. Stellen Sie sich also vor, Sie wüßten nichts vom Mord in Sarajevo, von der Schlacht an der Somme, vom Börsenkrach, von der »Reichskristallnacht«, von Stalingrad, Auschwitz, Hiroshima, den Gulags, Vietnam oder der Berliner Mauer. Stellen Sie sich vor, die Geschichte wäre erst wieder um die Jahrtausendwende leise in unser Bewußtsein gedämmert. Stellen Sie sich vor, Sie würden die Lebensgeschichten, Gedanken und Taten der Menschen, die vor 1914 lebten, nicht durch das Prisma eines Jahrhunderts voll monströser Verbrechen (und übrigens auch monumentaler Leistungen) betrachten, sondern könnten diese historiographische Brille abnehmen. Stellen Sie sich vor, Sie könnten die Jahre von 1900 bis 1914 ohne die langen Schatten ihrer Zukunft sehen, als lebendige Momente in all ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit, mit ihrer noch immer offenen Zukunft – denn das, eine offene Zukunft und die Hoffnung, die daraus entspringt, ist das Kostbarste, was eine Zeit besitzen kann.

1900

Jungfrau und Dynamo

Sie werden also, Monsieur und Madame, zu unserer schönen *Exposition universelle* von 1900 kommen, oder sind schon dort. Sie sind in Paris; von weitem haben Sie schon wie in einem Traum die Gebäude der Weltausstellung sich gegen den Himmel der großen Stadt abzeichnen sehen. Welchem Programm sollten Sie folgen? Wo anfangen?

Aus dem offiziellen Führer zur Pariser Weltausstellung, 1900

Ein quälendes Problem sollte ganz allein das Denken aller Franzosen beherrschen: »Wie können wir Frankreich vor dem Verschwinden retten? Wie können wir die französische Rasse auf der Erde bewahren?« Neben dieser lebenswichtigen Frage verschwinden alle anderen ...

Jacques Bertillon, La dépopulation de la France

Sie war monströs, wenn auch prophetisch: Da stand sie, eine rundliche Bürgersfrau von sieben Metern Höhe, die Krönung des monumentalen Tores zur Pariser Weltausstellung von 1900, dem Eingang zu einem neuen Jahrhundert.

Großartig wie ein Schlachtschiff am Paradedag schien sie in die Zukunft zu schreiten. Ihre Kleider waren nach der neuesten Mode geschnitten. Alles in allem sah diese gipserne Allegorie der Stadt Paris aus wie eine der herrischen Matronen, die ihre verwöhnten Töchter nachmittags durch die Galeries Lafayette oder andere teure Kaufhäuser lotste: vollbusig, geschäftig, arrogant. Man konnte beinahe hören, wie sie eine ungeschickte Verkäuferin anherrschte. Die Kritik hielt sich nicht zurück: »lächerlich«, »einfach furchtbar«, »ein Triumph der Prostitution« lauteten einige der freundlicheren Beschreibungen dieser Skulptur.

Die Allegorie war das Werk des neunundzwanzigjährigen Starbildhauers Paul Moreau-Vauthier (1871–1936). Es war seine Idee gewesen, die Hauptstadt Frankreichs nicht als antikisierende Jungfrau in fließenden



Monströs, wenn auch prophetisch: Die Krönung des monumentalen Tores der Pariser Weltausstellung von 1900.

Gewändern darzustellen, sondern zeitgenössisch und kraftvoll, als eine reife Frau, die voller Selbstvertrauen auf das beginnende Jahrhundert blickt. Sein Modell war Sarah Bernhardt gewesen, die »göttliche Sarah«, und das Kostüm war eine Kreation des Hauses Paquin, des modernsten Schneiders von Paris.

Das Resultat dieses gewagten Planes war, wie die Eröffnung selbst, ein Reinfall. Der französische Präsident Émile Loubert mußte die feierliche Zeremonie in Anwesenheit der größten Bärte und Gehröcke der Republik auf einer Baustelle abhalten, umgeben von Schlamm, Pfützen und Gerüsten, und die ersten Besucher, die kamen, um diese ehrgeizigste aller Weltausstellungen zu sehen, fanden die Hälfte aller Hallen leer. Eine Karikatur zeigt einige verblüffte Besucher umgeben von Bauzäunen und »Zutritt verboten«-Schildern. Die Legende lautet: »Was es auf der Weltausstellung zu sehen gibt.«

Nach und nach eröffneten alle Pavillons und Hallen, und auch die letzten Ausstellungstücke fanden ihren Platz im allgemeinen Gewimmel. Die Verkaufsstellen für Eintrittskarten, die im monumentalen Eingangstor untergebracht waren, direkt unter der ungeliebten Hauptstadt-Allegorie, waren darauf ausgelegt, 60 000 Besucher pro Stunde abzufertigen, und wa-

ren schon bald voll ausgelastet. Am Ende der Ausstellung, im November 1900, hatten mehr als 50 Millionen Menschen das 112 Hektar umfassende Spektakel mitten in Paris gesehen. An manchen Wochenenden waren es mehr als eine Million gewesen.

Die Weltausstellung war ein riesiges, überwältigendes Ereignis, dessen ursprünglicher Zweck als Industrie- und Forschungsmesse längst durch andere Attraktionen in den Schatten gestellt worden war und das Besucher aus der ganzen Welt anlockte. Einer dieser Schaulustigen war Jean Sauvage, ein Gymnasiallehrer aus Berlin (ein Deutscher, trotz seines Namens), der in einem Reisebericht, den er im Jahrbuch der Siebten städtischen Realschule zu Berlin veröffentlichte, liebevoll und mit lehrerhafter Akribie jedes Detail und jeden Eindruck festhielt. Sauvage war mit dem Zug gekommen (»für eine einfache Fahrkarte zweiter Classe hatte ich 69 Mark und einige Pfennige zu zahlen«¹) und betrat die Hauptstadt des »Erbfeindes« als Tourist, auch wenn er bald begriff, daß es besser war, nicht als solcher identifiziert zu werden: »einen Hut kauft man besser drüben ... Ein in Deutschland gekaufter Hut bewirkt, daß man noch schneller als Ausländer erkannt wird, was nicht angenehm ist, denn man wird dann das ständige Ziel der Attacken der zahlreichen Fremdenführer.«²

Als Franzose getarnt, unternahm Sauvage eine große Tour durch die Stadt:

Viele Automobiles sieht man bereits auf den Straßen. Die Velocipedisten sind weniger zahlreich als bei uns in den Straßen der Stadt; auf der Avenue de la grande Armée und auch sonst haben sie schöne, besondere Asphaltwege für sich. Vor allem fiel es mir auf, daß sie sich weniger lästig machen als bei uns; dieses nervösmachende Klingeln wird fast gar nicht, die sonstigen Warnsignale werden nur im äußersten Notfalle angewandt. Auch schneidet der Radfahrer dem Passanten nicht kurzer Hand den Weg ab ...

Tramways und Omnibusse giebt es in Hülle und Fülle. Der Unterschied zwischen dort und hier ist nicht erheblich. Nur sehen wir noch meist Pferde- und schwerfällige Dampfbahnwagen ..., aber eine sehr schöne elektrische Bahn führt zum Beispiel in den Bois de Vincennes.³

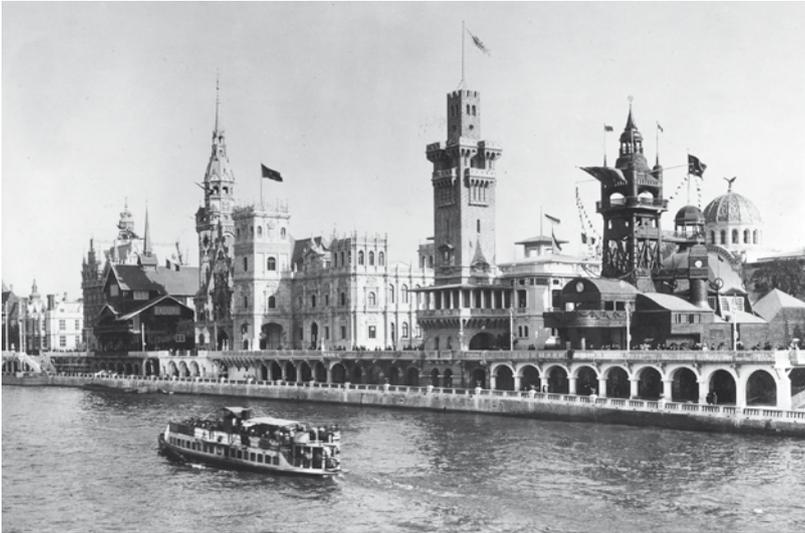
Während der Verkehr vertraut war, waren andere Gebräuche sehr ungewohnt, besonders wenn es um Hygiene ging: »urinoires sind auf den Boulevards gewöhnlich um Anschlagssäulen herum angebracht ... sie

preisen zum Beispiel an: *L'extrait de viande Liebig indispensable dans toute bonne cuisine* oder *Bec Auer* oder *Tendeur pour pantalons*. Der untere Teil dieser Säulen ist mit einem nicht ungefälligen, in Kopfhöhe mit zahlreichen Öffnungen versehenen Blechverschlag umgeben. Andere urinoires sind viel primitiver; in dem feinen Bois de Boulogne genügen zwei senkrecht zu einander angefügte, gestrichene Bretter für den Zweck. In Genf sieht man ja Ähnliches.«⁴ Als Sauvage ein Urinoir am Sockel eines nationalen Denkmals sah, schloß er endgültig, daß Franzosen eben doch anders seien als Deutsche.

Auf Schritt und Tritt bedrängt von Werbeplakaten und Slogans – »ein Automat hat die Aufschrift: *Electrisez-vous!*« –, erreichte Sauvage endlich das Ausstellungsgelände und war überwältigt: Von der neuerrichteten und dem Zaren Alexander III. gewidmeten Brücke am unteren Ende der Champs-Élysées erstreckte sich die Weltausstellung bis zu den Champs de Mars um den Eiffelturm herum (dem einzig überlebenden Teil der Weltausstellung von 1889) und auf das andere Ufer der Seine, zum Trocadero. Im Zentrum stand eine Gruppe von Gebäuden, die aussah wie eine gigantische Hochzeitstorte, mit weißen Türmchen und zuckergußartigen Verzierungen, ganzen Schwärmen von nackten, allegorischen Knaben und Jungfrauen an den Fassaden: die Paläste der Industrie.

Allen großen Nationen war entlang des Flusses Platz gegeben worden, um sich architektonisch vorzustellen und zu verwirklichen – oder doch fast allen, denn die Vereinigten Staaten waren zuerst nicht für die erste Reihe am Ufer vorgesehen gewesen (Monaco hingegen hatte einen Platz ergattert), und erst nach einem diplomatischen Sturm wurden andere Länder dazu gebracht, zusammenzurücken, damit man dem unbescheidenen Neuling Bauland zuweisen konnte. Die Affäre war zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst worden, auch wenn man der Ansicht war, der Konsul der USA, der renitente Ferdinand Peck, sei zu weit gegangen. Er hatte nicht nur die Taktlosigkeit besessen, seine Gastgeber daran zu erinnern, daß die Handelsbilanz seines Landes größer sei als die von Frankreich und Deutschland zusammen, sondern auch noch öffentlich verkündet: »Die Vereinigten Staaten sind so weit entwickelt, daß ihnen nicht nur ein hervorragender Platz unter den Nationen der Erde gebührt, sondern der erste Rang der gesamten höheren Zivilisation!«⁵ *Eh, non!* dachten die französischen Zuhörer im stillen, getragen vom überragenden Selbstvertrauen ihres eigenen Landes. Trotzdem gaben sie Peck, was er verlangt hatte.

Mit Ausnahme des finnischen Pavillons, der sich mit seinen fließenden



Nationale Kulturen als historische Pastiches:
Blick auf die Pavillons der Pariser Weltausstellung.

Jugendstilllinien von den anderen abhob, hatten alle Länder dafür optiert, ihre nationalen Kulturen als historische Pastiches darzustellen: gotisch im Falle Deutschlands, das selbstverständlich die höchste Turmspitze von allen haben mußte; Renaissance für Italien; mittelalterlich-maurisch für den spanischen Pavillon. Großbritannien zeigte sich im jakobinischen Stil, den der Architekt Edwin Lutyens der Town Hall von Bradford-upon-Avon abgeschaut hatte. Auf ihrem lautstark erstrittenen Baugrund zeigten sich die Vereinigten Staaten in der klassizistischen Pracht des Washingtoner Capitols, mit einer hohen, von einem goldenen Adler gekrönten Kuppel. Kulturelle Identität, das war die Botschaft dieser stilistischen Ausflüge ins Reich der Phantasie, kam aus längst vergangenen Zeiten. Das galt für das neue Amerika genauso wie für das alte Europa.

Am rechten Seine-Ufer dominierte die fiktive Vergangenheit die Architektur; am linken Ufer geriet sie außer Rand und Band. Hier stand eine der wichtigsten Touristenattraktionen: *Vieux Paris*, eine phantastische und phantastisch kitschige Nachschöpfung der mittelalterlichen Hauptstadt, so wie sie in Victor Hugos historischen Romanen erschien. Sogar ein Gehenkter baumelte von einem der Türmchen, die sich über die Fachwerkhäuser erhoben, während unten ein lebender Quasimodo herumlief,

Burgfräulein elegant durch die Straßen spazierten und Ritter sich mit Holzschwertern duellierten. Straßenhändler in historischen Kostümen verkauften Erfrischungen und Miniatur-Eiffeltürme. Der »Themenpark« ist keine Erfindung unserer Tage.

Hinter den historisierenden Fassaden mit ihren Putten und Rokokoformen verbarg sich eine andere Welt: eine selbstbewußte, aggressive Modernität. Überall in den Hallen glänzten neue Maschinen und Erfindungen. Der furchtlose Berliner Oberlehrer Sauvage war fest entschlossen, soviel wie möglich zu sehen. Zuerst besuchte er die Ausstellung von Obst und Gemüse, die in dem 25 000 Personen fassenden Bankettsaal abgehalten wurde; er probierte die elektrischen Gehsteige in drei verschiedenen Geschwindigkeiten aus; er wurde fast ohnmächtig, als er die optischen Trugbilder in der Halle der Illusionen sah; voll Interesse stand er vor den metallurgischen Ausstellungen, bewunderte den weltgrößten Diamanten, sah Röntgenapparate ebenso wie afrikanische Termitenhügel. Abends bestaunte er fassungslos den Palast der Elektrizität, der von 5000 Glühbirnen und Scheinwerfern mit »300 Millionen Normalkerzenstärken« erleuchtet wurde. Ein riesiger Kran der Firma C. Flohr aus Berlin – »wieder ein Gebiet, auf dem die deutsche Technik den Sieg davongetragen hat!«⁶ – wurde von den gigantischen, still summenden Dynamos fast in den Schatten gestellt. Der Pädagoge reflektierte mit fast religiöser Andacht: »Mit Bewunderung und mit einem gewissen Schauer betrachtet man diese Riesenmaschine ... der Schauer greift uns, wenn wir das Riesenrad in tollem Wirbel um seine Achse kreisen sehen und die unheimliche Kraft gewahren, die ›wenn sie der Fessel sich entrafft‹, das winzige Menschenkind in Atome zerschmettert.«⁷

Sauvage war nicht der einzige Besucher, der aufgewühlt war vom Anblick dieser Maschinen, die kaum einen Ton von sich gaben, deren Kraft aber Berge versetzen konnte. Kein Bewunderer schrieb lyrischer, präziser und zugleich ekstatischer darüber als der amerikanische Historiker und Schriftsteller Henry Adams (1838–1918), der auf einer Reise durch Europa in Paris Station gemacht hatte. In seiner Autobiographie *The Education of Henry Adams* berichtet er in der dritten Person:

Für Adams wurde sie zu einem Gleichnis der Unendlichkeit. Als er sich an die große Maschinenhalle allmählich gewöhnt hatte, begann er die Dynamomaschinen von vierzig Fuß als eine moralische Kraft zu empfinden, ähnlich wie die frühen Christen das Kreuz empfanden. Die Erde

selbst schien ihm in ihrer altmodischen, bedächtigen jährlichen oder täglichen Umdrehung weniger eindrucksvoll als dieses ungeheure Rad, das sich in Armesentfernung mit schwindelerregender Geschwindigkeit drehte, fast lautlos, nur eine kaum hörbare Warnung summend, daß man aus Achtung vor seiner Kraft einen Schritt zurücktrete, während es das Wiegenkind nicht weckte, das ganz nahe beim Umfassungsrahmen schlief. Bevor die Ausstellung geschlossen wurde, begann Adams die Dynamomaschine anzubeten; der ererbte Instinkt lehrte ihn den natürlichen Ausdruck des Menschen angesichts der schweigenden und unendlichen Kraft.⁸

Sowohl Adams als auch Sauvage konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die technologischen Exponate, und so berichtet keiner von beiden über die Kolonialausstellung am gegenüberliegenden Flußufer, rund um den Trocadero Palace. Hier wurden nicht nur die französischen Kolonien vorgestellt – die Gastgeber hatten jedoch darauf geachtet, daß die britischen Besitzungen nicht größer und prächtiger schienen als ihre eigenen. Neugierige Besucher konnten hier Handwerk und Traditionen der Kolonialvölker aus der Nähe betrachten oder auch ganz ungeniert zusehen, wie die eigens importierten Bewohner weit entfernter Territorien unter ihren Augen und mitten in Paris ihren pittoresken Alltag lebten und dabei französische Herzen höher schlagen ließen, denn jeder dieser »Eingeborenen« war ein weiterer Beweis für die Weltmacht der Nation.

Die Besucher erlebten die Kolonien als eine farbige und faszinierende Welt. Sie konnten einen Suk durchstreifen, der dem in Kairo nachempfunden war, konnten algerische Souvenirs kaufen, in chinesischen Restaurants essen und in einer kambodschanischen Pagode das Leben der glücklichen und zufriedenen Einwohner betrachten. Die Bewohner des Pavillons, der Französisch-Kongo gewidmet war, waren besonders gut genährt und schön gekleidet. Frauen trugen große Krüge auf ihren Köpfen und gingen durch verschwenderische Tropenvegetation, stolz und freudig, immer mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen. Nichts, aber auch gar nichts wies darauf hin, was sich im selben Moment nahe ihrer Heimat abspielte: der größte Völkermord der Geschichte mit geschätzten zehn Millionen Opfern. Er wurde verübt in Belgisch-Kongo unter der persönlichen Aufsicht Seiner Majestät König Leopolds II. von Belgien, einem von vielen gekrönten Häuptern, die es sich nicht nehmen ließen, die Weltausstellung zu besuchen.

Ein Land verschwindet

Die großen Fassaden dieser »Essenz des Jahrhunderts«, wie die offizielle Dokumentation in zwanzig Bänden die Weltausstellung von 1900 nannte, sind längst abgerissen und eingestampft worden. Trotzdem hat dieses Ereignis nichts von seiner Faszination verloren: die pharaonischen Geldsummen, die ausgegeben wurden, die zahllosen Anekdoten und Details, die offizielle Geschichte, die erzählt werden sollte, und natürlich auch das, was verschwiegen wurde. Abseits der offiziellen Reden und Beschwörungen von universeller Bruderschaft und nationaler Größe war der Glanz der Ausstellung auch eine sehr willkommene Ablenkung, ein reichverzierter Teppich sozusagen, unter den man zeitweilig den enormen Verlust an Selbstvertrauen und die riesigen sozialen Konflikte gekehrt hatte, die Frankreich erschütterten.

Die Weltausstellung zeigte eine neue, technologische Welt, die man mit den tröstlichen Rüschen längst vergangener Tage überzogen hatte. Bei der vorherigen Pariser Weltausstellung, die 1889 zum hundertjährigen Jubiläum der Französischen Revolution abgehalten worden war, hatte man noch den Mut gehabt, ein Wahrzeichen zu bauen, das in seiner fast ornamentlosen, strukturellen Schlichtheit und Eleganz noch heute atemberaubend ist. Im Jahre 1900 hatte man keinen Appetit mehr auf solche gewagten Gesten. Die Franzosen wollten abgelenkt und unterhalten werden, nicht in Staunen versetzt oder gar schockiert.

Für viele Franzosen war das neue Jahrhundert nicht nur unsicher, sondern bedrohlich. Innerhalb einer einzigen Generation hatten sie einen Krieg gegen Deutschland verloren und mit ansehen müssen, wie 1871 Kaiser Napoleon III. gefangengenommen und zur Abdankung gezwungen wurde, während das Elsaß und Lothringen von den Siegern annektiert wurden. Als ob all dies nicht genug gewesen wäre, feierte das neuerstandene Deutsche Reich die Krönung seines Kaisers im Spiegelsaal von Versailles, dem Epizentrum französischer Königswürde. In der Zeit direkt nach der Niederlage hatten sich die Pariser Bürger der Commune gegen ihre eigene, tiefkonservative Regierung gestellt und eine Republik ausgerufen, die nach wenigen Wochen Belagerung durch französische Truppen blutig beendet wurde. Innerhalb einer einzigen Woche, *la semaine sanglante*, hatte die französische Armee 20 000 ihrer eigenen Staatsbürger standrechtlich erschossen und große Teile der Pariser Innenstadt waren niedergebrannt.

Auch nach diesen traumatischen Ereignissen war das Land nicht zur Ruhe gekommen. 1894 begann eine Affäre, die einen Keil in die französische Gesellschaft treiben sollte: der Fall Dreyfus. Ein jüdischer Offizier, Hauptmann Alfred Dreyfus, war fälschlich der Spionage beschuldigt worden und nach einem offensichtlich unfairen Prozeß verurteilt und in die Verbannung auf die Teufelsinsel vor Französisch-Guayana geschickt worden, wo er jahrelang in Einzelhaft gehalten wurde.

Die Kluft zwischen Franzosen, die Dreyfus für schuldig hielten (oft katholisch und konservativ), und seinen Unterstützern (meist sozialistisch oder liberal) zog sich bis in den privaten Bereich und entzweite Freunde und Familien. Edgar Degas und Camille Pissarro, die einmal enge Freunde gewesen waren, wechselten kein Wort mehr miteinander, und Degas, ein leidenschaftlicher Gegner des Hauptmanns, entließ sogar eine junge Frau, die ihm Modell stand, weil sie Sympathie für den Angeklagten bekundet hatte. Sogar die Luft in der Hauptstadt schien geteilt zu sein. 1898, als die Gefühle ihren Höhepunkt erreicht hatten, faßte Émile Zola in seinem berühmten Artikel »J'accuse!« in der Tageszeitung *L'Aurore* die Gefühle der Verteidiger zusammen: »Ich habe nur eine Leidenschaft, nämlich Aufklärung im Namen der Menschheit, die so viel gelitten und ein Recht auf Glück hat. Mein leidenschaftlicher Protest ist nichts anderes als der Aufschrei meiner Seele. Sollen sie mich doch vor Gericht bringen, so daß die ganze Affäre endlich ans Licht kommt!« Zola wurde nicht wegen Verleumdung angeklagt, aber die Straßenkämpfe und persönlichen Drohungen, die seinem Artikel folgten, zwangen ihn dazu, eine Zeitlang in England Zuflucht zu suchen, bis sich die Situation zu Hause wieder beruhigt hatte. Vier Jahre nach seiner Rückkehr erstickte er nachts in seinem Bett. Die Ursache war ein verstopfter Schornstein, und sein Tod wurde als Unfall registriert. Erst später bekannte ein Dachdecker auf dem Sterbebett, daß er damals Reparaturen am Nebenhaus ausgeführt und ein Brett über den Schornstein des Schriftstellers gelegt habe, um ihn zu ermorden, aus Rache für Zolas Verteidigung von Dreyfus.

Dreyfus und die Furcht vor dem Niedergang

Der unglückliche Hauptmann Dreyfus war zum Symbol der Ängste und der Wut seines Heimatlands geworden. Bis zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 war Frankreich der unangefochtene Mittelpunkt der zivi-